

ermacht Meiner Anwesenheit aus seiner Entfernung und sieht sich verurteilt die Gesellschaft an. Ertraut nicht nur der Erwachte, daß er krank, sehr krank sei und als sicheres Zeichen seiner Erkrankung die bereits blau und schwarz unterlaufene Haut zu betrachten sei. Da tritt die meinnende Gattin vor und sagt ganz trauernd: Herr Doktor, die schwarze Hautfarbe ist aber Wahrscheinlichkeit nach nur äußerlich, ich habe Ihre Vorschrift, die Einreibung betreffend, gründlich befolgt; leider hatte ich in der Eile nichts besseres zur Hand und nahm deshalb die — Wachsbitrte. ... Doktor, Ortsvorsteher, Schuster und Frau sollen sich unverzügliches Stillschweigen über den Vorfall gelobt haben; dennoch ward er in der „Stoll. Volksztg.“ zur Verlesung der Leser ausgeplaudert.

**Ueber eine verunglückte Rügenfahrt** wird aus Swinemünde geschrieben: Mit Rücksicht auf die in Stettin aufgetretenen Cholerafälle hatte die Ortsbehörde von Sahnitz auf Rügen das Landen der mit den Stettiner Personendampfern anlangenden Fremden verboten, welche Verfügung jedoch vom Regierungspräsidenten in Straßburg bald wieder aufgehoben wurde. Als nun kürzlich der Dampfer „Kronprinz Friedrich Wilhelm“ mit einer Anzahl Passagiere auf der Rede von Sahnitz anlangte und auf das Signal mit der Dampfmaschine sein Fahrgut vom Lande erküßte, ließ der Kapitän die Passagiere durch das Schiffsbord zur Landungsbrücke überlegen. Bevor das Boot anlegte, wurde durch Beamte der Ortsbehörde das Landen verboten und gedröh, daß es eventuell mit Gewalt zu verhindern. Nach längerem Parlamentieren und unter Berufung auf die Verfügung des Regierungspräsidenten bequeme man sich schließlich dazu, die Passagiere die Brücke betreten zu lassen, teilte ihnen jedoch mit, daß kein Sahnitzer Hotelwirt sich bereit finden würde, sie aufzunehmen. Das stellte sich aber als leere Drohung heraus, da die Reisenden ausstandslos überall Unterkunft fanden. — Wenige Stunden darauf erschien plötzlich ein Amtsdiener in den Hotels und forderte die Stettiner Gäste auf, unverzüglich den Boden von Sahnitz zu verlassen und sich an Bord des Dampfers zurückzubehalten, da inzwischen ein Telegramm des Regierungspräsidenten von Hammern eingegangen war, der die Verfügung des Straßburger Regierungspräsidenten wieder aufgehoben und das Land von Stettiner Schiffen definitiv verboten hatte. — Die Reisenden mußten wohl aber über sich zum Aufbruch bequemen und an Bord des auf der Rede liegenden Dampfers, der erst am nächsten Morgen seine Ankerlichte, die Nacht zündigen. Den in Witz und Gähnen abgetragenen Passagieren derselben Dampfers waren keine Schwierigkeiten bereitet worden, trotzdem dieselben doch ebenso „Choleraverdächtig“ waren wie die in Sahnitz gelandeten.

**Eine Anzahl von Söhnen des Südens** wäre in der Schweiz vor einigen Tagen beinahe Opfer des Alkohols gewesen. Sechshundert aus dem Gefolge des in Bern weilenden Maharadscha von Baroda verunglückten bei einer Verladung des 3000 Meter hohen Diablers Bergstodes, der die Grenze zwischen den Kantonen Bern, Waadt und Wallis bildet, als sich eine Brücke frisch gefallenen Schnees, auf dem sie gerade standen, plötzlich senkte und alle auf ihr stehenden Personen in einen Felsenpalt hinabtrieb. Die Hundst konnte nur dank der übermenschlichen Anstrengung ihrer Führer gerettet werden.

**Der Leiter der Heilsarmee, General Booth,** verließ am Donnerstagabend in London die „Entlassungs-Woche“ seiner Anhänger mit einer Rede über die Finanzen der Armeen ein. Schon seit lange murren sie, daß sie nicht sehr ertrücklich sind und der soziale Rettungsplan in Stücke zu gehen droht. General Booth gab zu, daß Einkünfte nötig sei. Aber Schwierigkeiten von dauernder Art würde er kaum haben. 100000 Pfund seien im ganzen für die soziale Reform eingegangen. 25000 Pfund seien davon bei Seite gelegt worden für Gründungen jenseits des Ozeans. Man sage, er habe 50000 Pfund mehr ausgegeben, als er eingenommen habe. Es ist ein großer Unterschied dazwischen und darin, daß die Passiva augenblicklich größer als die Aktiva wären. Das ganze englische Volk, sagte Booth, würde ihn niemals verlassen. Sollte es aber

der Fall sein, so würde er die Last des sozialen Rettungsplanes der Heilsarmee nicht auflegen. Es bliebe ihm dann nichts übrig, als Hypotheken auf die angekauften Ländereien und Gebäude aufzunehmen und für die Armen und Obdachlosen zu sorgen, so gut er könne.

**Eine halbe Million verbrannt.** Die Verwaltung der Stadt Sefena in der Romagna hat während dreier Jahre in der Hand der „Republikaner“ gelegen, bis diese bei den jüngsten Gemeindevätern von den Monarchisten aus den städtischen Aemtern verdrängt wurden. Die republikanischen Verwalter der wohlthätigen Stiftungen, über die Sefena in reicher Menge verfügt, suchten aber die Uebergabe der Kasse und der Bücher an ihre Amtsnachfolger unter allerhand Vorwänden ungeschickt hinauszufchieben, und eines schönen Morgens waren die drei Herren sogar spurlos verschwunden. Sofort wurde eine Revision der Kasse vorgenommen, bei der sich ein Fehlbetrag von 70000 Lira herausstellte. Das war schon hart. Wie aber ergrübelte erst die Revisionen, als sie die Entdeckung machten, daß auf den Landgütern, die der städtischen Armenverwaltung gehörten, kein Viehstand mehr vorhanden war, daß die Scheunen und Keller leer standen, ja daß selbst einige der Grundstücke zu Spottpreisen verkauft worden waren! Der Schaden, der den Armen Sefenas durch die ungetreuen Verwalter der frommen Stiftungen zugefügt worden ist, wird auf eine halbe Million Lira geschätzt. Die öffentliche Meinung des Landes steht diesem unerhörten Vorkommnis ganz verblüfft gegenüber. Niemand kann begreifen, wie der ungeheure Betrag möglich war. Hinter den drei Fehlständigen sind Strafbefehle erlassen worden und man hofft zuversichtlich, der scharfsinnigen Armenverwalter habhaft zu werden.

**Ein vergeßlicher Sheriff.** Der Sheriff der Grafschaft San Francisco, der zugleich Richter am obersten Gerichtshof dieser Stadt ist, wurde ins Gefängnis geworfen, weil er vergessen hatte, einen zum Tode verurteilten Verbrecher zur festgesetzten Zeit aufzuhängen zu lassen. Nach den formalistischen Gesetzen kann die Strafe jetzt nicht mehr vollzogen werden, und das über den Verbrecher verhängte Todesurteil muß dank der Vergesslichkeit des Sheriffs in lebenslängliche Haft umgewandelt werden.

### Gerichtshalle.

**Potsdam.** Als der Kaiser vor einiger Zeit bei dem Güterbahnhof in Potsdam vorbeigefahren kam, fiel ihm ein harter Pöbelantreiber Geruch auf, der ihn veranlaßte, seinen Anwalt zu dem auf dem Bahnhof stationierten Schutzmann zu schicken, um sich nach der Ursache des üblen Geruchs zu erkundigen. Es stellte sich heraus, daß auf dem Güterbahnhof Stochsen verladen wurden, die den Geruch verbreiteten. Der Produktenhändler Wlod, der die Verladung veranlaßt hatte, erhielt deshalb von der Polizeibehörde in Potsdam ein Strafmandat in Höhe von 5 Mark. Von dem Potsdamer Schöffengericht wurde er am Dienstag auf seinen eingeleiteten Widerspruch freigesprochen, weil die Stochsen bereits der Eisenbahn zum Transport übergeben waren und deshalb die Potsdamer Straßenpolizei keine Anwendung finden könne.

**Kraak.** Am 15. d. stand vor dem Schwurgericht der Stationskassierer Franz Olschanski als Angeklagter. Derselbe war beschuldigt, aus der Stationskasse der Staatsbahn den Betrag von 3200 Gulden unterschlagen zu haben. Wie nachgewiesen wurde, hat Olschanski den ganzen Betrag in kleinen Lottos verloren. Er wurde von den Geschworenen freigesprochen, da dieselben von der merkwürdigen Ansicht ausgingen, Olschanski habe das Geld aus einer Staatskasse genommen und in die andere getragen, wodurch dem Staate eigentlich kein Schaden zugefügt wurde.

**New York.** Der Anarchist Bergmann, der während des Streiks der Müllarbeiter in Homestead am 23. Juni auf den Zehntentender der Carnegie'schen Gesellschaft, Fried, geschossen hatte, ist zu 21 Jahren Gefängnis und einem Jahre Zwangsarbeit verurteilt worden.

### Berliner Wochen-Blätter.

Der schöne Gedanke einiger Patrioten, daß „das ganze deutsche Volk“ bei dem erwarteten „siebenten Prinzen“ des kaiserlichen Hauses zur Vaterländischen Zueignung werden möge, ist diesen leider durch die Geburt einer Prinzessin durchkreuzt worden. Die manchen abergläubigen Germanen so ominös klingende Siebensage wurde zwar erreicht, aber die hohe Weiblichkeit hat in der lieblichen Kinderreife das Männergeschlecht abgelöst und weber Herr Richter noch Herr Singer — die doch auch zum ganzen deutschen Volk gehören — brauchen sich nun um Schnallenschuhe und Anstärkungen zu bemühen, wie es der einfache und ansträufelose Birchow thun muß, der in seiner neuen Rolle als Rektor der Berliner Universität jene Reaktionen der Pöbeligkeit auf seinen unteren Extremitäten anzubringen hat, um sich bei Hofe vorzustellen. — Dieser Tage war der New Yorker Klavierfabrikant Steinway, der ein Konzertorgel an den Hof geliefert hatte, beim Kaiser vorgelassen worden und wurde nachher zu berichten, der Kaiser habe in der Unterhaltung ihm die Aussicht eröffnet, er werde die Weltausstellung in Chicago besuchen. Der Reichs-Präsident mußte eben bei dieser Meldung untergeordneten kleinen Irrtum richtigstellen; Herr Steinway hatte das kleine Wörtchen „nicht“ weglassen; es muß in seinem Bericht heißen, daß der Kaiser nicht nach Chicago kommen. Sonst war die Nachricht ohne Fehler. Herr Steinway verhielt sich übrigens, das drüben jenseits des großen Ozeans das Deutschland sich nicht mehr zu verzeichnen brauche, wie vor 1870. Jetzt sei der deutsche Name drüben überall hochgeachtet. Aus diesem Grunde hat er auch wohl seinen eigenen gut deutschen Namen „Steinweg“ in „Steinway“ umgewandelt. — Berlin steht unmittelbar vor der Oberbürgermeisterwahl. Mit Herrn Krug, der das mittlere Berlin in einen Entenstich verwandelt wollte, es schließlich aber beim Abbruch der Schloßfreiheit bewenden ließ, ist es nicht. Man mußte sich nach einer andern Persönlichkeit umsehen, die Nachfolger des verstorbenen Max v. Forstend bed werden könne. Auch das ist eine Frage der Wadestricke; denn der Oberbürgermeister von Berlin ist eine hochwürdige Person und da ihn es Grad und weise Halbschneide nicht mehr. Zur Qualifikation eines Oberbürgermeisters von Berlin gehören ein großes Vermögen, ein eiserne Charakter und stramme Waden, damit er die Stadt bei den Hoflichkeiten auch würdig repräsentiere. — Nachdem sich in Berlin die Choleraärztl. in Hinblick auf seine außerordentlich günstigen hygienischen Verhältnisse glücklicherweise erheblich herabgemindert hat, kommt das zur weise Denken, die mühsere Ervädung der Sachlage wieder zur Geltung. Wir waren in Hinblick auf die Sicherheit unserer Millionenstadt genüßig, und gegen Hamburg fast hermitisch abzuschießen, so daß die dortigen Berliner bittere Klage führten und u. a. auch den Berliner Hartnäckigkeit und Gefühlslosigkeit vorwarfen. Berlin ist aber seit langen Jahrzehnten bekannt geworden wegen seiner Wohlthätigkeit. Wir haben i. Z. für die Ueberlebenden in Segedin, für die durch Vulkanausbruch Verunglückten in Ischia und für viele andere Unglückliche gesammelt, wobei wir hüteten sogar des Glens in eigenen Hause vergaßen. So ist Berlin auch jetzt den Hamburgern die Antwort nicht schuldig geblieben. Dem Beispiel der Kaiserin folgend, die eine erhebliche Summe nach der Elbestadt sandte, sind der Magistrat und die städtischen Behörden zu einem Unterstützungsausschuß zusammengetreten. Bekanntlich aber kann die Wohlthätigkeit erst Geringfügiges leisten, wenn sie von den breiten Volkskreisen geteilt wird. Demgemäß haben sämtliche großen Berliner Banken sich bereit erklärt, Gaben welcher Art immer in Empfang zu nehmen, und nach dem ersten Massen-Ausweifen ist bestimmt zu erwarten, daß Berlin nicht hinter anderen Städten zurückbleiben wird. Aber auch im Laube möge man der Nächstenliebe nicht vergessen, besonders jene Schüler, die bereits in der schönen Altersstadi gewillt und dort frohe und vergnügte Stunden gewissen haben! Es gilt viel Geld zu mildern, deshalb ist die kleinste Gabe willkommen! F. E.

### Das Licht und die Bakterien.

Ueber den Einfluß des Lichts auf Bakterien veröffentlicht Prof. S. Wagner im „Zentralblatt für Bakteriologie und Parasitenkunde“ die Ergebnisse einer Reihe von Versuchen, die von neuem bekräftigen, daß wir in dem Lichte einen mächtigen Bundesgenossen im Kampfe gegen unsere unfürsorglichen Feinde besitzen. Schon nach einstündiger Einwirkung direkten Sonnenlichts waren Cholera- und Typhusbakterien, Eiertierchen und verschiedene Fäulnisbakterien, also Mikroben, die hygienisch besonders wichtig sind, in Wasser (in Glasgefäßen oder offenen Blechtafeln) vollständig abgetödtet, während sie in den verdundelten Kontrollproben sogar zugenommen hatten. Auch durch feste Nährböden hindurch, wo doch die einzelne Bakterienzelle nicht so vom Lichte eingelenkt werden kann, wie im Wasser, bewirkte sich die keimtödtende Kraft des Lichts. Gewöhnliches Fleischpepton-Agar, mit den genannten Mikroben am Abend in eine Glasflasche mit Rand ausgegossen, ist am Morgen erstarbt, so daß man das Gefäß umkehren kann. Wird nun die Unterseite eines solchen Gefäßes mit einem Streifen oder Buchstaben aus schwarzem Papier, z. B. dem Wort „Typhus“ beklebt, so find alle Keime unter diesem Wort vor den Sonnenstrahlen im Schatten. Eine ein bis drei arbeitsfähige Besonnung genügt nun, um alle Keime auf den beschriebenen Stellen zu töten, während die durch den Schatten der aufgestellten Buchstaben vor der Einwirkung des Sonnenlichtes geschützten Keime in 24 Stunden zu üppigen Kolonien angewachsen waren, die die Umrisse der aufgestellten Buchstaben, z. B. also das Wort „Typhus“ so scharf wiedergaben, daß es auf der beigebügten Abbildung nach einer Photographie wie gedruckt ausfiele. In beliebigen Maße, wenn auch langsamer, wirkt das zerstreute Tageslicht sowohl auf Mikroben in Wasser, als auch auf festen Nährböden ein. Bei dieser keimtödtenden Kraft des Lichtes ist die Mitwirkung der Wärmestrahlen völlig ausgeschlossen; denn auch die Agarplatten, die am Grunde eines einen halben Liter tiefen Wasserbehälters dem Sonnenlicht ausgesetzt waren, wurden keimfrei. Man kann also nur eine Thätigkeit der gemischten Strahlen annehmen, die die Oxydation auf das Protoplasma der Bakterienzelle stark anregt, vielleicht auch den Nährboden verändern. Und in der That hemmen von den verschiedenen Strahlen des Sonnenpektrums die blauen und violetten die Entvicklung der Mikroben am meisten; je mehr nach dem roten Ende, desto geringer die Wirkung. Das Licht ist hiernach neben der Luft das billigste, wirksamste und am weitesten verbreitete Mittel zur Aufbesserung hygienischer Verhältnisse. In der Privat-Hygiene gilt es daher, diesem Bundesgenossen in keiner Weise, z. B. durch Vorhänge u. s. w., den Eintritt in die Wohnungen zu verwehren. Für die öffentliche Hygiene haben diese Versuche überdies noch das wichtige Ergebnis, daß das Licht beim Durchgange durch Wasser in seiner keimtödtenden Kraft keine Einbuße erleidet, ein Punkt, der für die Selbstreinigung der Flüsse und Seen von großer Bedeutung ist. Obwohl bei der Selbstreinigung solcher Gewässer das Abheben schwimmender Leichen, die Verbinndung mit reinem Wasser, die Thätigkeit der Wasserläuterer, der Wasserplanzen und vor allem des Sauerstoffes und der Mikroben selbst eine große Rolle spielen, muß doch der Einfluß des Lichts gerade gegenüber den hygienisch in Betracht kommenden Bakterienarten der Typhus, der Cholera, des Fäulnisvorganges u. s. w. nach den Ergebnissen dieser Versuche als sehr wesentlich angesehen werden.

### Berliner Hauszwindel.

Die Baugewerks-„Zg.“ schreibt: Die geliebenden Banken und Privatleute arbeiten mit den Hauszwindeln in der Weise, daß die letzteren zunächst eine Baustelle kaufen und sehr hoch über den Wert bezahlten müssen. Wobenan erhalten sie ein lithographiertes Briefmuster zum Abschreiben, Aufhängen und Unterzeichnen, durch das sie sich den Geldgebern vollständig auf Grund und Ungnade ergeben. Solche Briefe werden im allgemeinen nur von ganz verarmten Leuten unterschrieben, aber diese sind es,

### Die Tochter des Banklers.

14) (Fortsetzung.)  
Man trank am Verrenische noch den Kaffee in heiterer Unterhaltung.  
Dann stand der Geistliche des Dorfes, der wie immer aus Schloß geladen war, vom Tisch auf und entkündigte sich. Er hatte für den anderen Tag noch eine Predigt zurechtzumachen und wollte sich sammeln. Der häufige Besuch im Schloß war ihm eine höchst willkommene Abwechslung in seinem sonst ziemlich freudlosen Dasein.  
Er hatte Kurt wie Sabine eingeleitet und wußte natürlich auch um das Geheimnis der Geburt.  
Wozu zeigte er Sabine die Hand zum Abschiede.  
„Mögen Sie immer diesen Tag so heiter und ohne Sorge verleben wie heute, mein liebes Kind; ich wünsche Ihnen das von ganzem Herzen! Und wenn einir der Tag kommt, wo ich Sie wieder bei mir sehe, mo ich Ihre Hand in eine andere legen darf, das wird erst eine rechte Freude für mich sein!“  
Er wußte, daß seinen Lieblichen heute noch große Aufkühlungen bevorstünden.  
Und Kurt zeigte er die Hand und blickte ihm in das frisch Angezicht.  
„Der Mensch erdicht oft manch' Unerwartetes“, sagte er, „Freudlich und Trauriges — und immer soll er Ders. bleiben seiner selbst. Er schreien Sie nicht etwa darüber — Ihnen naht nur Freude und Glück!“

Er lächelte humorvoll, als er davonging; freute er sich doch wirklich herzlich über das Glück der beiden.  
Kurt und Sabine gaben dem guten Platte das Geleit durch den Park; obgleich er sich endlich verabschiedete, mußte er sich schließlich doch hinein ergeben. Sie kamen bei den tanzen den Baaren vorüber, welche beim Erscheinen der drei Personen eine Pause eintraten ließen und ruhig grüßten.  
Der Piarer erwiderte freundlich die Grüße.  
„Seid lustig und guter Dinge, Kinder“, sagte er ihnen; „aber werdet nicht übermüht. Denkt daran, wo Ihr seid. Du, Sais,“ wendete er sich leicht an einen hübschen, braunäugigen Burschen, „wirst mich hoffentlich bald besuchen und die Marie mitbringen.“  
Das schmale Wädel an seiner Seite, das verlegen mit der roten Schürze spielte, wurde tot wie dieser bis in die Spätnacht.  
„Und kommt dann auch zu mir“, rief Kurt dazwischen; „ich will auch ein Brautgeschenk machen, wenn's so weit ist!“  
Lächelnd gingen sie weiter.  
Der Piarer gönnte den jungen Leuten das harmlose Vergnügen; mußten sie sich doch sonst das ganze Jahr genug abquälen mit der schweren Bauernarbeit.  
Auf einem Parkwege stand Friedrich, jetzt schneeweißen Hauptes, aber zülig immer noch, wenn auch nicht so wie ehemals. Es schien, als hätte sein Gesicht viel von der allen Starrheit verloren; wenigstens blickte er in diesem Augenblicke freundlich den drei Personen entgegen.

Der Piarer sprach einige Worte mit dem alten Diener, den er hochschätzte. Kurt und Sabine nickten den Alten mit Späßen und wollten ihm dazu bewegen, mit den drallen Dinnen einen Tanz zu machen. Und er verzog dazu wirklich sein Gesicht zu einem gutmütigen Lächeln.  
Als sie davongingen, der Geistliche mit den beiden jungen Leuten, schaute ihnen Friedrich lange nach.  
Kurt und Sabine, Arm in Arm, lachten und sicherten immerzu. Wie elastisch und doch traktvoll der junge Herr austrat und wie leicht die süßlichen Subtilitäten den Waden streiften! Dabei wendeten die beiden sich beständig die Köpfe zu und der Alte glaubte das Wlgen der heißen Augen zu sehen.  
„Ein schönes Paar!“ sprach er leise vor sich hin. „Ob der Doktor recht bedäht? Mein Sabine der gute Engel wäre, der die Toten bezaubert! Die Lebenden sind ihr verfallen, das ist gewiß!“  
Das erkannte der Alte an sich selbst; hatte er sich doch wirklich ertrampelt, wie er still vor sich hindädelte, wenn alles um ihn her so glückselig war. Das konnte nur Sabine's Wert sein. Friedrich wußte, was den beiden heute ihre Eindrücke bevorstünden; er hatte das Geheimnis stets treu bewahrt. Dafür unterrichtete auch Bronnig ihn von allem, was die jungen Leuten betraf. Der Alte verdiente dies Vertrauen; er war mit Mut und Leben der beiden ergeben und nun verehrte er auch die Gräfin hoch, da er ihr edles Gemüt erkannte.  
Achtu die Erinnerung an die Gruppierungen,

die den beiden heute noch bevorstünden, führte seine Gedanken wieder in die Vergangenheit zurück.  
„Wird Sabine auch immer die Kraft besitzen, jeden finsternen Gedanken von sich zu scheuchen?“ murmelte er. „Ja, sie wird's!“ sagte er sich darauf. „Ein Engel kann alles! Doch wenn sie ihn verfallen würde? Er müßte verzweifeln, und — dann käme das Ende; er fürbe wie seine Vater.“  
„Wie kam er nur auf solch' furchtbare Gedanken, jetzt, in einem Augenblick, wo ihm über all nur die lachende Welt entgegentritt? Dies Mädchen hat sich sehr trübe gefühlt.“  
Er nickte die süßig tanzen den Paare und machte einen Umweg nach dem Schloße.  
„Und er ist doch ein Heldberg!“ murmelte er vor sich. „Ein Heldberg, die alle den alten Fluch tragen müssen. O, du mein Gott! Verzeihe ein Unglück!“  
Er mußte still stehen; sein Herz klopte zu unheimlich bei den Gedanken, die ihn befielen. Ein Schred überfiel ihn, so daß er auf eine Minute jede Farbe im Gesicht verlor.  
„Das werde ich; mein Herz will nicht mehr mit. Das hat ja viel erlebt und möchte hinunter zu meinen Herren, denen es angebrocht ein ganzes Leben lang. Aber für den einen muß es noch schlingen. Es hat der letzte ist!“  
Unter diesen Phrasen Doktor Bronnig und die Gräfin darüber, wie sie ihre Mitteilungen am besten anbringen konnte.  
Es ist keine alltägliche Aufgabe, einem jungen Mädchen, das neugeborene Frühlingskind ist, in dem glücklichen Wahne, Komette von Heldberg zu sein, das einen guten Bruder zu